

Malereien im Chorraum



Altar:

Der Altar in der Kirche war nicht dem heiligen Kilian geweiht, der am 29. Oktober 1499 als angeblicher Patron der Kirche genannt wird. Im Jahre 1498 werden als Altäre genannt der Frühmeßaltar St. Nikolaus, der Altar St. Maria Magdalena und der „neue“ Heilig-Kreuz-Altar. Dieser war wohl der Hauptaltar, der Nikolausaltar stand in der heutigen Sakristei bzw. an der Wand vor ihr, der Maria-Magdalenen-Altar im heutigen Heizungsraum bzw. an der Wand vor ihm.

Wahrscheinlich zusammen mit dem Einbau der Emporen kam ein neuer Altar in die Kirche. Nach Tradition der reformierten Kirche ist das nur ein Tisch „aus vier Brettern“, man sagt auch „ein aus Dielen gemachtes Viereck“, also entweder ein Tisch oder ein mit Tüchern zugehängter Kasten. Im Jahre 1681 kommt ein Geländer um den Altar, und der Altar wird mit einem schwarzen Tuch versehen: Hans Strohs Erben geben am 16. März 1681 fünf rheinische Gulden für ein Tuch „auf den Tisch im Chorraum“. Bei der Visitation 1765 wird ein neues schwarzes Tuch für den Altar verlangt und 1766 auch angeschafft.

Diesen Altar ersetzt Pfarrer Hoene 1818 durch einen neuen Altar, ohne vorher den Kirchenvorstand zu fragen. Das Konsistorium rügt ihn deswegen und bemängelt auch, daß der Altar zu teuer sei. Das Konsistorium fragt am 4. Oktober 1819 bei dem neuen Pfarrer an, welche Bewandnis es mit dem im vorigen Jahr in der Kirche aufgestellten Altar habe. Ob die Rechnung nicht überhöht sei? Wozu der alte Altar verwendet wurde? Der Kirchenvorstand antwortet am 22. Oktober 1819, daß Pfarrer Hoene alles veranlaßt hat, ohne den Kirchenvorstand zu fragen. Allerdings sei der alte Altar zu schlecht gewesen. Aber man wisse nicht, ob mit den Handwerkern ein Vertrag abgeschlossen wurde. Der Baurat Heerwagen habe aber den alten Altar gesehen, er sei nur aus altem, unbrauchbarem Holz gewesen. Hoenes Erben zahlen 1820 noch über 361 Gulden für diesen Altar.

Im Juni 1830 berichtet der Pfarrer über die Bezahlung der Bronzierung des Altars. Neue Altarbehänge wurden 1901 angeschafft. Die Zeichnung des heutigen Sandsteinaltars stammt von dem Architekten Schäfer, der beim Landeskonservator angestellt ist. Im April 1955 soll ein neuer Altar nach der Zeichnung des Architekten Schäfer in Eschwege bestellt und auf einem Podest im Altarraum aufgestellt werden.

Engel:

An der Ostseite des Chorraums befindet sich ein kleiner, kniender Engel mit großen, eingeknickten Flügeln. Er hält zwei gegeneinander geneigte Wappen, unten recht flach abgerundet. Sein volles Lockenhaar wird von einem Stirnband mit Rosette zurückgehalten, seine Gesichtszüge sind voll. Ein Knopf mit Rosette hält sein Gewand auf der Brust zusammen; die unteren Mantelfalten laufen gegen drei Rosetten. Die beiden Wappen in seinen Händen wurden schon oben beschrieben.



Grabsteine:

Zwei besonders schöne Grabsteine sind an der Ostseite des Chorraums aufgestellt. Sie standen früher auf dem Kirchhof und wurden wahrscheinlich 1841 bei der Auflösung des Friedhofs in die Kirche gebracht. Ursprünglich standen sie auf einer Höhe mit dem Fußboden der Kirche, bei der Renovierung wurden sie etwas höher gesetzt.



Links steht ein Stein mit zwei Wappen unter dem Helm und einem Engel, der einen Vorhang beiseite rafft, seitlich der Inschrift sind Ranken zu sehen. Es ist der Grabstein von Andreas Meerbott, Sohn des Schultheißen Meerbott (1738) und der Anna Catharina Will, viertes von sieben Kindern. Er war von Beruf Bender, geboren am 29. Mai 1716, getauft am 2. Juni 1716, gestorben am 16. Mai 1738, im Alter von 21 Jahren 11 Monaten 17 Tagen. Zwei Schwestern waren verheiratet, aber es sind keine noch heute lebenden Nachkommen festzustellen.



Grabstein Meerbott

Der rechte Stein zeigt zwei Engel, die eine Krone über Blumen tragen. Der Stein stimmt mit dem Grabstein im nördlichen Seitenschiff überein, er hat nur noch zusätzlich eine Bekrönung.

Es ist der Grabstein für Anna Maria Hatzmann, Tochter Peter Hatzmanns und seiner Frau Anna Maria Heckert, sechstes Kind von acht Kindern. Sie ist geboren am 9. Juni 1763, gestorben am 18. Dezember 1777, im Alter von 14 Jahren 6 Monaten 9 Tagen.



Auf dem Stein steht ein schöner Spruch:

Was an mir Erde war, das hat die Erde hier,
was himmlisch war, hat zu sich der Himmel aufgenommen,
bald werden Seel und Leib zusammen wieder kommen
wann die Posaun erschallt ob meiner Grabes Tür.

Drum wischt die Tränen ab, ihr Eltern,
Freund und Lieben,
laßt mich in guter Ruh im Schoße Abrahams.

Warum wollt ihr euch doch noch länger so betrüben,
indem ich auch dereinst hier wieder aufersteh.

Chorwand:

An der Chorwand sieht man in Übermannshöhe zwischen den Fenstern wiederum sieben Medaillons, dazwischen jeweils eine Engelhalffigur. Die Schwurhand (nicht: lehrende oder segnende Hand) wurde im Mittelalter häufig dargestellt: Die erhobene rechte Hand mit drei ausgestreckten Fingern (Daumen, Zeigefinger, Mittelfinger) ruft Gott zum Zeugen für das Ausgesagte auf.



Die rotbraune Sockelzone darunter ist durch Rankenmalerei belebt und zeigt ausgesparte Tartschenwappen: die Hanauer rot-gelben Sparren bzw. schwarz-weiß geviertelt. Diese Wappen sind also aus einer späteren Zeit als der wappenhaltende Engel im Chor.



An der Nordseite gibt es in dem umlaufenden grünlichen Band einen Absatz. Doch hierbei dürfte es sich nur um einen Fehler eines Malers oder zweier Maler handeln, die getrennt angefangen haben, aber nachher nicht übereinkamen. Diese ganze Chorwand ist allerdings von dem Restaurator Wölfel in großen Teilen nachgemalt worden. Einigermaßen original ist nur der Engel links neben der Sakristeitur, nach dessen Vorbild die anderen Engel rekonstruiert wurden.



Das Motiv mit den Schwänen über dem Hanauer Wappen wiederholt sich mehrfach. Auch die Schwäne und die Helmzier mit dem auf dem Hanauer Wappen sind heute mehr Werk des Restaurators als ursprüngliche Substanz.



In die Chorwand ist auf der Südseite unter dem Maßwerkfenster eine Nische (für die Hostie?) eingelassen. Die weißen Felder im unteren Teil der Wand könnten den Platz für Stühle andeuten.



Schlußsteine:

Die Schlußsteine an der Decke des Chorraums sind typisch für das 15. Jahrhundert und bestehen aus nach Westen zeigenden Dreiecken mit vor jede Seite gelegten kleineren Halbkreisen. Sie sind mit Wappen gefüllt.



Auf dem hinteren Schlußstein ist das Hanauer Wappen abgebildet, sechsfach gesparrt und gold-rot. Hier handelt es sich wohl um einen Hinweis auf die Zugehörigkeit Hochstadts zu den Grafen von Hanau.

In dem anderen Schlußstein ist ein Gänsekopf dargestellt: Hier hat sich nämlich der Pfarrer Genseler (oder: Gänsler) verewigen lassen, als „Pfarrer inmitten der gläubigen Gemeinde“. Er wird 1487 und 1489 erwähnt. Er war allerdings nur der Pfarrstelleninhaber und gehörte zum Leonhardstift in Frankfurt, die Arbeit vor Ort überließ er einem Vikar.

Am 14. August 1489 werden der Pfarrer Heinrich Genseler, der Ritter Emmerich von Carben und seine Neffen, die Edelknechte Hermann und Carl von Carben, sowie auch alle Zehntherrn von „Hoenstadt“ (entweder alle Grundsteuerpflichtigen oder nur diejenigen, die der Kirche zehntpflichtig waren) verurteilt, den Chor der Kirche wiederherzustellen.

Die Anweisung kommt vom Erzbischof in Mainz, denn in vorreformatorischer Zeit gehörten Bischofsheim, Hochstadt, Groschlag, Dörnigheim, Kesselstadt und Roßdorf zum Archidiaconat St. Maria ad Gradus in Mainz („Mariengredenstift“). Der Brief über die Ausmalung des Chorraums liegt im Staatsarchiv in Marburg. Er ist versehen mit einem Siegel des Pfarrers Genseler, von dem ein Abdruck im Pfarramt erhalten ist.



Es zeigt, daß hier das Wappen des Pfarrers dargestellt ist und nicht der Schwan als Hanauer Wappentier. Über dem Gänsehals steht der Buchstabe „M“, links ein „D“ und rechts ein „A“. Die Deutung ist unsicher. Es gibt verschiedene Deutungsmöglichkeiten. Wenn man die Buchstaben als römische Zahlen liest und statt „A“ ein „X“ liest, ergibt sich im Uhrzeigersinn die Zahl 1490, das Jahr der Ausmalung der Kirche. Gegen der Uhrzeigersinn gelesen ergibt sich die Lesart „AMD“, die vielleicht „ad maiorem dei gloriam“ (zur größeren Ehre Gottes) bedeuten könnte (aber dabei fehlt das G). Wenn man die Buchstaben „MD“ als „minister dei“ (Diener Gottes) deutet, dann paßt das „A“ nicht: Es kann nicht der Vorname des Pfarrers sein, denn der hieß Heinrich. Das „A“ könnte aber auch eine Abkürzung sein für „a canonibus est“ (er ist ein Prediger). „MVD“ wiederum würde heißen „minister verbi divini“ (Diener am Wort Gottes).

Daß der Pfarrer sein Wappen mit in der Kirche verewigte, sollte man ihm nicht übelnehmen. Er hatte sicher bei der Organisation die meiste Arbeit und den meisten Ärger. Auch später haben sich gern Gemeindevorsteher, Bürgermeister und Pfarrer auf Gedenktafeln, Glocken, usw. verewigt. Es war sogar so etwas wie eine Pflicht, daß man die zeitgenössischen Amtspersonen aufführte. In der Mitte des Blumenkranzes sollte aber eigentlich Christus stehen und nicht ein Pfarrer oder ein Graf. Wenn in der Hochstädter Kirche die Menschen im Mittelpunkt des Blumenkranzes stehen, so hat das nichts mit „Gottesslästerung“ zu tun, denn der Raum einer Hallenkirche war damals auch Symbol eines neuen demokratischen Gemeinschaftsgefühls. Man spricht heute von einer „frühbürgerlichen Revolution“. Hermann Meuche sagt: „Die kostbaren Ziergewölbe um 1500 bekunden die besondere geistige und gesellschaftliche Stellung der Bauherren“.

Die dekorative Ausstattung der Decke scheint damals von den Interessen der Auftraggeber bestimmt gewesen zu sein. Das Symbol des Lebensbaumes entsprach der fröhlichen Festlichkeit und gelösten Weite dieser Kirchenräume.

Für die Bauherren hatte die Lebensbaumvorstellung eine etwas andere Bedeutung als für die Menschen, die diesen Raum für den Gottesdienst benutzten. Für diese hatte sich nämlich das bürgerliche Element in der Architektur durchgesetzt. Die Hallenkirchen vom Anfang des 16. Jahrhunderts sind - vor allem im Obersächsischen und Böhmen - Ausdruck eines neuen Erlebnisgefühls für Schönheit und nicht für Frömmigkeit.

Um beide Schlußsteine ranken sich Blumenkreise in Form einer Krone. Auf dem ersten Blick erwartet man in einer Kirche eine Dornenkrone als Hinweis auf die Leidensgeschichte Christi. Eine solche Dornenkrone ist jedoch geflochten aus drei Ranken, die auf die drei Stufen der Buße hinweisen: Zerknirschung (*contritio*), Beichte (*confessio*) und Wiedergutmachung durch die Tat (*satisfactio*). Rosensträucher haben aber stachelige Zweige, die Blätter sind ungefiedert und es stehen immer fünf Blätter beisammen. Es handelt sich auch nicht um die Hundsrose (*rosa canina*), denn in der Hochstädter Kirche sind immer sieben Blätter gezeichnet.



Hier windet sich nicht eine Dornenkrone, sondern ein runder Kranz aus Laub- und Blumengewinde ohne Dornen um die Schlußsteine, so daß hier eine GARTENPFINGSTROSE dargestellt ist, eine Heilpflanze gegen Rückenschmerzen. Aus den Knollen wurde früher in der Volksmedizin eine Essenz zubereitet und dem Badewasser zugegossen.



Mit der „Rose ohne Dornen“ ist in der christlichen Symbolik immer die Pfingstrose als Mariensymbol oder als Christussymbol gemeint. Albrecht Dürer hat die Pfingstrose oft auf seinen Gemälden abgebildet.



Im Alten Testament ist der Blumenkranz ein Zeichen der Freude. Im Neuen Testament ist die Rede von der „Krone der Gerechtigkeit“ (2 Tim 4,8: „...die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage der gerechte Richter geben wird“), von der „Krone des Lebens“ (Jakobus 1,12: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn liebhaben“) und von „dem unverwelkten Kranz der Herrlichkeit“ für die Gemeindevorsteher, wenn sie ihre Pflichten erfüllen werden (Petrus 5,4).

Weitere Pflanzen im Chorraum:

Zwickel links: BITTERSÜSSER NACHTSCHATTEN (*solanum dulcamara*).

Die Pflanze ist ein Nachtschattengewächs. Sie kommt vor in feuchten Gebüsch, Auwälder, Bruchwäldern, Hecken und Röhrichten und auf feuchten Böden. Der Halbstrauch oder die Staude ist kletternd oder niederliegend, meist behaart, oft mit Stacheln. Er wird 30 bis 250 Zentimeter hoch. Die länglichen Blätter sind eiförmig oder herzförmig und stehen wechselständig oder paarweise, sie sind einfach bis gefiedert, die obersten Blätter sind spießförmig bis ohrförmig, ungeteilt oder am Grund mit ein bis vier gefiederten Lappen. Die Stengel sind am Grund verholzt und mit kriechendem Wurzelwerk.



Die Blütezeit reicht von Juni bis August. Die Blüten sind violett, die fünf Kronblätter sind zurückgeschlagen, die Staubbeutel sind gelb und säulenförmig vereint. Die Beeren sind scharlachrot, eiförmig und bis 1,5 Zentimeter lang. In der Kirche sind immer nur vier Kronblätter gezeichnet.



Bittersüßer Nachtschatten (im Kräutergarten des Klosters Seligenstadt)

Die Pflanze kommt an nassen und feuchten Stellen, im Gebüsch und in Bruchwäldern vor. In Hochstadt ist sie selten. In unserer Gegend findet man Standorte am Obermooser See und in Büdingen-Dudenrod. Auch im Kräutergarten des Klosters Seligenstadt ist sie zweimal vertreten. Die Hauptwirkstoffe dieser giftigen Heilpflanze sind Solanin, Bitter- und Gerbstoff. Sie wurde angewendet bei Hautkrankheiten, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Blasenkatarrh und Lippenbläschen. Die Pflanze findet sich auch im nördlichen Seitenschiff (doppelt).

Zwickel halb-links: KORNRAD (*agrostemma githago*).

Die Abbildung in der Kirche stellt auf jeden Fall ein Nelkengewächs dar. Es kann sich jedoch nicht um Leimkraut handeln, denn dieses hat spitze, elliptische und tief gespaltene Blätter. Es handelt sich auch nicht um die Lichtnelke, denn diese hat eiförmige Blätter. Die einzige Heilpflanze unter den Nelkengewächsen ist die 30 - 100 Zentimeter hohe Kornrade, die in den Monaten Juni bis September blüht. Sie ist einjährig und keimt oft schon im Herbst. Sie ist in allen Teilen filzig-grau behaart, meist unverzweigt oder mit wenigen Seitentrieben. Die Blätter sind schmal und ganzrandig. Die Blüten haben meist fünf Kelchblätter, die nicht gespalten sind wie sonst bei den Nelkengewächsen. Die Kelchblätter laufen spitz zu und überragen die purpurvioletten Kronblätter.

Die auffallende Blüte wird etwa zwei Zentimeter groß und zeigt sich von Juni bis August. Insbesondere Falter (besonders Tagfalter, weniger Bienen) suchen hier Nahrung, oft findet aber Selbstbestäubung statt. Die Kapsel ist eiförmig, der Samen nierenförmig und schwarz und verhältnismäßig groß (3-4 Millimeter).

In der Kirche sind die Blätter zu stark gezähnt wiedergegeben, die Spitzen an den Früchten sind zu lang (vielleicht liegt eine Verwechslung mit dem Ruprechtskraut vor). Die Pflanze stammt aus dem Mittelmeer. In unserem Gebiet ist sie besonders gut an die Kultur von Wintergetreide angepaßt. Mit ihren tiefen Keimtemperaturen paßte sie sich perfekt den Wuchsbedingungen der Wintergetreidefelder an. Der Samen der Kornrade enthält allerdings einen giftigen Inhaltsstoff (Saponin) und war früher ein gefürchtetes Unkraut im Kornfeld, daß den Bauern das Wintergetreidekorn verderben (vergiften) konnte, weil der Same noch nicht ausgesiebt werden konnte. Der reife Samen der Heilpflanze wurde zur Tinktur gegen Gelbsucht, Magenentzündung und schmerzhaften Stuhl verwendet.



(Bild: Stiftung Naturschutz Hamburg)

Die Kornrade stammt wahrscheinlich aus dem Vorderen Orient und gilt in Zentraleuropa als Archäophyt, die mit der Einführung des Ackerbaus hier Fuß fassen konnte. Seit dem frühen Mittelalter ist die Kornrade eine der häufigsten Segetalpflanzen (Ackerwildkräuter). Die Licht liebende Art ist anspruchslos gegenüber dem Basenhaushalt oder Feuchtigkeitsgrad der Böden. Sie benötigt jedoch nährstoffreiche und regelmäßig (im Herbst) bearbeitete oder gepflügte Standorte, um vegetationsfreie Stellen zum Aufkeimen der Saat zu finden.

Als Kaltkeimer ist die Kornrade auf eine Herbstsaat angewiesen bzw. muß spätestens im zeitigen Frühjahr ausgebracht werden, damit das Samenkorn Minustemperaturen ausgesetzt ist und so zum Wachstum angespornt wird.

Da ihr Samen im Boden nur wenige Monate keimfähig bleibt, muß er bei den heutigen Anbaumethoden jedes Jahr wieder neu ausgesät werden. Die Kornrade gehört zu der sogenannten Ackerbegleitflora und war bis in die 60er Jahre neben vielen anderen Wildkräutern eine häufige Pflanze im Wintergetreide. Infolge moderner Anbaumethoden innerhalb der Landwirtschaft (insbesondere Saatgutreinigung und Herbizidspritzungen) ist die Kornrade heute ausgestorben oder zählt zu den stark gefährdeten Arten (sogenannte „Rote-Liste-Arten“). Mit der Wahl zur Blume des Jahres 2003 soll für den Erhalt der Kornrade geworben werden, stellvertretend für alle Ackerwildkräuter und für eine historische Nutzungsweise der Ackerflächen und Ackerraine.

Zwickel halb-rechts: LIEBSTÖCKEL (*levisticum officinale*):

Es handelt sich hier in der Kirche nicht um die Kleine Bibernelle (*pimpinella saxifraga*), die weiße Dolden und rundovale Früchte hat. Vielmehr ist hier das Liebstöckel dargestellt, im Volksmund auch „Maggikraut“ genannt.

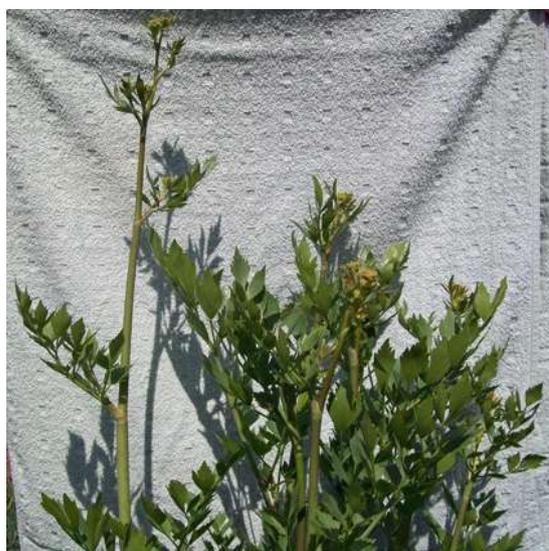


Nach der Restaurierung



Heutiger Zustand

Die Pflanze liebt nährstoffreiche und frische Böden. Der 100 - 200 Zentimeter große Doldenblütler blüht im Juli und August und duftet stark aromatisch. Das Blatt ist zwei- bis dreifach gefiedert, die Abschnitte sind breit gezähnt, die Hüllblätter sind zahlreich, am Grund sind sie verbunden. Die rückständigen Rippen sind etwas klaffend. Die Blüten sind blaßgelb und dienen als Bienenweide. Die Frucht ist elliptisch, gelb oder braun.



Die Heilpflanze wächst wild in Italien, Frankreich und Süddeutschland. Aber sie wird auch kultiviert. Der Erdstock ist bis zu 40 Zentimeter lang, mehrköpfig und nach unten verzweigt. Die Wurzeln wurden im Frühjahr von den zwei- bis vierjährigen Pflanzen gesammelt. Sie wurden der Länge nach gespalten und zum Trocknen aufgehängt. Die Rinde besitzt zahlreiche gelbliche Balsambehälter, die beim Drücken ihren Inhalt abgeben. In der Medizin wurde Liebstöckel angewendet bei Halsschmerzen.

Zwickel ganz rechts: ECHTE KAMILLE (matricaria chamomilla):

Die aufrechte Pflanze ist ein Korbblütler. Die Blätter sind zwei- bis dreifach gefiedert. Die Blüten stehen einzeln, sie sind weiß, die Blütenblätter sind zurückgeschlagen, die Köpfchen sind hohl und duftend. Die Kamille bevorzugt kalkhaltige Böden und findet sich gerne auf Äckern.



Die aromatische Heilpflanze ist die „Pflanze der Mutter“ und ein Universalheilmittel. Sie gehört zu den heilkräftigsten Pflanzen, die die Natur bietet. Kamillentee wirkt krampflindernd und schmerzstillend. Er hilft bei Erkrankungen im Magen- und Darmbereich und sorgt für einen ruhigen Schlaf. Als Wickel, Komresse oder als Zusatz zu von Bädern und Dämpfen hat die Kamille eine entzündungshemmende Wirkung.